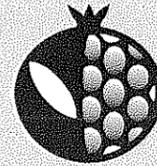




Inhalt



Lara Dämmig/Elisa Klapheck	Editorial	2
Antje Vollmer	Die geschützten Häuser verlassen	2
Christine Bergmann	Zukunftsorientierte Familienpolitik	3
Boris Schapiro	„Zelem Elohim“ und die Bindungsfähigkeit des Menschen	4
Jael Botsch-Fitterling	Dajenu – Es reicht!	4

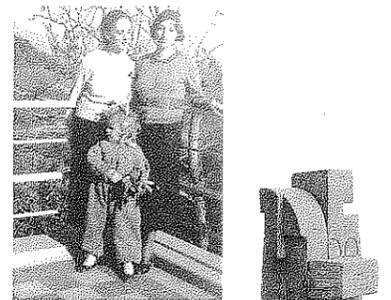
Unsere Mischpoche - Unsere Kehille

Elizabeth Tikvah Sarah Sandra Lustig	Lang leben die jüdischen Familien!	6
	Übrig Sein – Leben „danach“ – Wiederaufbau	
	jüdischen Lebens in Europa – Eine Podiumsdiskussion	9
Ruth Herzka Bollinger Katrin Bettina Müller Marion Kahnemann	Das Wesentliche hat keine Worte	15
	Geschichten aus Ton	15
	Künstlerische Entdeckungsreise	16



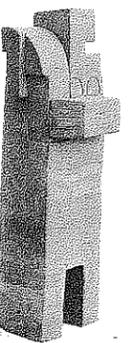
Vermächtnisse

Andrea Petö	„Mädchen, als Jungen erzogen“	18
	Historischer Blick auf die ungarische Familie	
Britta Konz	Bertha Pappenheims neuer Familienbegriff	20
Dagmar Schwermer Andrea Petö	„Von Salon keine Spur“ Der Jüdische Frauenbund nach 1945	22
	Zerrieben zwischen Kommunismus und Zionismus	24



Herausforderungen

Toby Axelrod	Fruchtbar sein: Über Formen der Schöpfung	26
Lynn Feinberg	Alleinerziehende Mutter in einer orthodoxen Gemeinde	28
Elizabeth Tikvah Sarah	Schwul-lesbische Kidduschin	30
Guy Hall	Interreligiöse Hochzeiten	31
Jessica Jacoby	Kinder jüdischer Väter	33
Esther Egger-Rollig	Intergenerationelle Folgen	34
James Baaden	Motivationen für den Giur	35
Salean Maiwald	Wer ist am Jüdischsten in der Gemeinde?	36
Rochelle Allebes	Gewalt in der jüdischen Familie	37



Mythos Frau

Bente Groth/Lynn Feinberg	Familienleben im frühen Israel	40
Pnina Navè Levinson	Debora – ein politischer Mutter-Mythos	42
Zazie de Paris	Königin von Saba	44
Charlotte E. Fonrobert	Die Trickserin –	
	Eine feministische Midrasch-Lektüre	45
Alice Shalvi	Der Zwang zur Mutterschaft	49



Zeitläufe

Lara Dämmig	Jüdische Namen	52
Lori Klein	Leah Blumah	53
Rachel M. Herweg/Rea Gorgon	Am Kinde beweist es sich	53
Charlotte E. Fonrobert	Eine Mikwe für Feministinnen	54
Alice Shalvi	Aguna – die Verlassene	55
Hanna Rheinz	Ein Cassandra-Ruf	57
Adina Ben-Chorin	Tod und Trauer	58
Sylvia Rothschild	Mut zu neuen Liturgien	60
Elisa Klapheck	Macht und Mystik	60
	IMPRESSIONEN der Tagung	62



Jüdischkeit

Natalja Sharandak	Der jüdische Großvater	64
Irene Reti/Lori Klein	Oral History – spirituelles Bezeugen	64
Lidia Drozdzyński	Mein säkulares Judentum	66
Wanya Kruyer	Insider und Outsider	67
Katharina von Kellenbach	Als Gast im Haus der Debora	68
Dragica Levi	La Benevolencia – eine multi-religiöse Vision	70
Nelly Shulman	Das jüdische Wunder	71
Elisa Klapheck/Lara Dämmig	Horizonte	72



Innerjüdische Debatten zur Erneuerung des europäischen Judentums sind überfällig. Bet Debora will hierzu Anstöße geben. Bei unserer ersten Tagung im Mai 1999 diskutierten wir, wie sich die jüdische Tradition weiterentwickelt, gestalten doch Frauen als Rabbinerinnen, Aktivistinnen oder Gelehrte das Leben in den Gemeinden und Synagogen immer mehr mit. Bei der diesjährigen Tagung griffen wir ein Thema auf, das in den aktuellen Diskussionen eine große Rolle spielt: Hat die Familie noch Zukunft? Für die Zukunft des Judentums ist diese Frage von entscheidender Bedeutung. Die klassische Kleinfamilie wird nach wie vor als Grundfeste der jüdischen Tradition angesehen. Die Frauenrollen scheinen darin klar umrissen. Tatsächlich aber ist die jüdische Traumfamilie nicht unbedingt mehr Normalität. Jüdinnen und Juden leben heute auch als Singles, Alleinerziehende, in „gemischten“ Partnerschaften, als Lesben und Schwule – kurz: in einer Vielfalt von Lebensformen. Das ist jedoch Ausdruck einer allgemeinen Entwicklung. Auf unserer Tagung „Die jüdische Familie – Mythos und Realität“ wollten wir diese Lebenswirklichkeit einmal aus einer jüdischen Frauenperspektive beleuchten, um eigene Standpunkte zu formulieren und sie in die gegenwärtige Debatte einzubringen. In diesem Zusammenhang erscheint es uns wichtig, daß Bet Debora sowohl in der jüdischen, als auch in der nichtjüdischen Öffentlichkeit wahrgenommen wird. Wir hoffen, mit diesem Journal, das die Tagung dokumentiert und weitergehende Fragestellungen aufgreift, einen Beitrag hierzu zu leisten. Wir freuen uns über Resonanz und hoffen, die Leserinnen und Leser bei der nächsten Bet-Debora-Tagung im Jahre 2003 begrüßen zu können.

Die geschützten Häuser verlassen

Antje Vollmer

Wie lassen sich Glaube und neue Formen des gesellschaftlichen Zusammenlebens vereinbaren? Wie kann sich die moderne Frau in das althergebrachte System einbringen, ohne es zu zerstören? Diese Fragen haben mich schon immer beschäftigt. Ich hatte das Glück und die Herausforderung in einer Zeit in das politische Leben einzusteigen, als die Stellung der Frau von der heutigen Rolle unendlich weit entfernt war. Ich habe gesehen, wie zu den „revolutionären Zeiten“ der 60er und 70er Jahre die Emanzipation geprobt wurde. Und ich habe dafür gekämpft, daß sie nicht scheiterte, sondern sich von einer Schein-Emanzipation hin zu einer wahren Emanzipation entwickeln konnte. Mit der Veränderung der Frauenrolle ist auch eine Entwicklung der ganzen Gesellschaft einhergegangen, in der die althergebrachte Vorstellung der Familie als grundlegendes Element der Gemeinschaft verändert werden mußte. Berufstätige Frauen, neue Formen der Arbeit und neue Formen der Freizeit, verlagerte Interessen bei Männern und Frauen, das alles verlangt nach neuen Ideen für das Zusammenleben.

Diese weltlichen Entwicklungen in die jüdische Tradition hineinzutragen, erfordert viel Mut. Und die Teilnehmerinnen an dieser Tagung und an der ersten Tagung vor zwei Jahren haben diesen Mut bewiesen. Sie haben ihre geschützten Häuser verlassen und sich in die Welt hinaus gewagt. Sie sind Rabbinerinnen und Kantorinnen geworden und haben gezeigt, daß die Frau das Gebet nicht stört, sondern bereichert. Sie haben gezeigt, daß es möglich ist, gemeinsam mit den Männern dem Glauben nachzugehen, ohne es an Respekt fehlen zu lassen.

Daß dies jetzt möglich ist, ist ein Zeichen dafür, daß die großen Strömungen der Zeit nirgends halt machen, auch nicht vor den Religionen und Traditionen. In turbulenten Zeiten wie diesen sollen Religionen und Traditionen Halt bieten können. Allerdings können sie dies nur leisten, wenn die Menschen, an die sie sich wenden, ihnen Vertrauen schenken. Dieses Vertrauen braucht Offenheit und Toleranz.

(Auszüge aus dem Grußwort zur Eröffnung der Tagung)

Danksagung

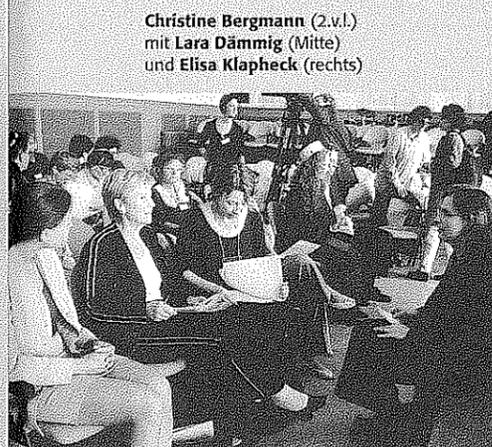
Dieses Journal wäre ohne die finanzielle Förderung des Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend nicht möglich gewesen. Darüber hinaus bedanken wir uns bei allen, die die Tagung und das Journal unterstützt haben. Neben dem Bundesfamilienministerium wurde Bet Debora gesponsert von der Jüdischen Gemeinde zu Berlin, der Axel Springer Stiftung, der Hanadiv Charitable Foundation und der Schering AG. Der Erfolg der Tagung ist aber auch dem großen Engagement vieler Mitsreiterinnen zu verdanken. Im Organisationsbüro wirkten Carolyn Naumann, Grit Beel, Katrin Baumeister und Rainer Kroat – unterstützt von zahlreichen Helferinnen und Helfern. Die Simultan-Dolmetscherinnen waren Karin Fleischhacker und Catherine Johnson. Das Catering, das allseits Begeisterung hervorrief, leistete Gaby Nonhoff. Für den reibungslosen Ablauf von seiten der Jüdischen Gemeinde sorgten Eva Nickel und die Firma Xenon. Dankenswerterweise stellte uns die kommissarische Rektorin der Jüdischen Oberschule, Raissa Kruk, Räume zur Verfügung. Darja Bartsch und Susanne Grunewald organisierten das Kinderprogramm. Nicht zuletzt gilt unserer besonderer Dank allen beteiligten Referentinnen, Moderatorinnen und Künstlerinnen. Außerdem freuen wir uns über die gute und inspirierende Zusammenarbeit mit allen Autorinnen. Das Journal erscheint wieder in Deutsch, Englisch und Russisch. Die Übersetzerinnen – Mila Nikitin, Dr. Irene Runge, Taryn Toro, Julia Vinikova – haben eine immense Leistung vollbracht. Die Stimmung während der Tagung geben die Fotos von Silke Helmerdig und Burkhard Peter wider. Das originelle Layout verdanken wir der Graphikerin Sonja Hennersdorf.

Lara Dämmig und Elisa Klapheck
Initiatorinnen von Bet Debora

Dr. Antje Vollmer ist Vizepräsidentin des Deutschen Bundestages und Abgeordnete der Partei Grüne/Bündnis 90



Christine Bergmann (rechts) und Jael Botsch-Fitterling



Christine Bergmann (2.v.l.) mit Lara Dämmig (Mitte) und Elisa Klapheck (rechts)

Beim Studium der Geschichte wird uns deutlich, daß Frauen um jeden Zentimeter, den sie in unterschiedlichen Lebensbereichen an Boden gewonnen haben, schon immer hart ringen mußten. Nachhaltiges Beharrungsvermögen ist nach wie vor gefragt. Wenn Sie sich auf Ihrer heutigen Tagung mit dem Thema „Jüdische Familie – Mythos und Realität“ beschäftigen, packen Sie ein heißes Eisen an. Denn noch immer herrschen stereotype Vorstellungen und Klischees sowohl von der Familie als auch der Rolle der Frau in der Familie vor. Das gilt für unsere ganze Gesellschaft.

Wir haben derzeit eine erfreulich breite öffentliche Debatte über die Rolle der Familie in unserer Gesellschaft. Dabei ist immer wieder vom Verfall der Familie die Rede. Als Indizien werden die sinkenden Heiratszahlen und die steigenden Scheidungszahlen sowie der Rückgang der Geburtenrate genannt. Aber wenn wir genauer hinschauen, erkennen wir, daß die Institution Familie auch heute noch viel stabiler ist als vielfach behauptet wird. Der positive Stellenwert von Familie hat bei den Menschen in den letzten Jahren sogar zugenommen. Das muß nicht verwundern, denn angesichts der gesellschaftlichen Entwicklungen, die ich kurz mit den Stichworten Globalisierung und Flexibilisierung umschreiben möchte, suchen die Menschen vor allem emotionalen Rückhalt in der Familie. In den letzten Jahren sind die Familienformen immer vielschichtiger geworden – Alleinerziehende, „Patchwork-Familien“, Pflegefamilien, Familien in denen die Eltern nicht verheiratet sind – aber annähernd 80 Prozent der Kinder wachsen nach wie vor bei ihren verheirateten Eltern auf. Auch diese Formen verdienen gleiche Anerkennung und Unterstützung. Die Entwicklungen der letzten Jahre zeigen auch: familiales Zusammenleben ist nichts Statisches, sondern verändert sich in vielfältiger Weise. Während die Lebensform Familie sehr stabil bleibt, haben sich aber die Rollen der einzelnen Familienmitglieder und die sogenannten Familienbeziehungsmuster grundlegend gewandelt. Der Trend geht heute weg von der existenzsichernden Versorgungsgemeinschaft hin zu Wahlverwandtschaften. Und das ist eine Bereicherung. Der Weg zur solidarisch organisierten Familienarbeit ist noch weit. Wer ist für Familien-

arbeit, Erziehungsarbeit zuständig? Die gewandelte Rolle der Frauen in der Familie ist ein zentraler Faktor für den Wandel der Familienformen und der Familienbeziehungsmuster. Frauen wollen heute wie Männer beides: Beruf und Familie. Aber auch die Rolle der Männer beginnt sich zu ändern: Immerhin wünschen sich 50 bis 70 Prozent der jungen Männer inzwischen bei besseren Rahmenbedingungen eine gleichberechtigte Partnerschaft auch in der Kinderbetreuung und im Haushalt. In der Realität sehen wir, daß bei der Umsetzung dieser Lebenswünsche große Diskrepanzen bestehen. Die Vereinbarkeit von Familie und Beruf ist heute nicht leicht zu verwirklichen. Nach wie vor ist die Kinderbetreuung ein neuralgischer Punkt, aber auch in der Arbeitswelt finden Eltern noch zu wenig Unterstützung. Die Frage, wie Arbeitswelt und Familie besser in Einklang gebracht werden können, ist eine der großen gesellschaftlichen Zukunftsfragen. Gemeinsam mit zahlreichen Unternehmen in Deutschland werben wir zur Zeit für ein neues Bild von Vaterschaft in unserer Gesellschaft. Wir wollen Väter motivieren, aktiv Verantwortung in der Familie zu übernehmen, sich mehr Zeit für ihre Kinder zu nehmen und sich nicht lediglich als Ernährer der Familie zu sehen.

Die traditionelle Kleinfamilie wandelt sich in ihrem Innern nachhaltig und stereotype Vorstellungen werden täglich durch die gelebte Realität widerlegt. Die Fragestellung ihrer Tagung konstatiert diese Entwicklung auch für die jüdische Familie. Auch deren Veränderungen sind auf das Engste mit einem neuen Selbstverständnis der jüdischen Frauen verbunden. Und es ist nur konsequent, wenn Sie ihre jüdische Frauenperspektive, die ja von den veränderten Bedingungen geprägt ist, in die innerjüdische wie auch die gesamtgesellschaftliche Diskussion einbringen.

(Auszüge aus dem Eröffnungsvortrag)

Dr. Christine Bergmann ist Bundesministerin für Familie, Senioren, Frauen und Jugend der Bundesrepublik Deutschland

„Zelem Elohim“ und die Bindungsfähigkeit des Menschen

Boris Schapiro

Das Jüdische in der Familie ist die Sichtweise und die Formgestaltung davon, was für das Menschsein zentral ist, nämlich den Bund zu schließen und ihn mit Liebe zu füllen. Zur jüdischen Sicht auf die Familie gehört deswegen ein besonderes Aufmerk darauf, was der eigentliche Mensch ist. Auf diese Frage gibt es verschiedene Antworten aus jeweils verschiedenen – allemal jüdischen – Perspektiven: Aus der politischen Perspektive ist der Mensch das Wesen, das Staats- und Gemeinleben bildet und pflegt und die Entscheidungen des einzelnen den Entscheidungen der Gemeinschaft unterordnet. Aus der psychologischen Perspektive ist der Mensch das Wesen, das Vernunft besitzt und auf deren Basis Sinnbildung für sich als Individuum und für die ganze Gemeinschaft betreibt. Aus der philosophischen Perspektive ist der Mensch das Wesen, das die Würde besitzt und die Würde des Anderen achtet. Aus der religiösen Perspektive ist der Mensch das Wesen, das nach Gottes Vorbild als Mann UND Frau erschaffen wurde. Dieses Prinzip und das Verständnis des Menschen heißt nach den Worten der Tora *Zelem Elohim* [Ebenbild Gottes]. Nicht „Mann“ und nicht „Frau“ für sich können Ebenbild Gottes sein. Höchstens der Götzen. Daher versteht die jüdische Tradition unter dem Bild des Menschen und Gottes eine Qualität, die nicht tastbar, nicht riechbar, nicht sichtbar und nicht fühlbar, jedoch erfahrbar ist. Was ist es im *Zelem Elohim*, was keine sinnlichen und sensorischen Merkmale hat und doch erfahrbar ist? Es ist die Eigenschaft, Idee zu sein, und die Fähigkeit, Bindung zu gestalten. Für den Menschen macht das das UND. Es ist das Sinnbild der Familie, die im kleinsten den Menschen und die Welt des Menschen darstellt und deren Wirkung Liebe intendiert und die Praxis der Menschlichkeit bedeutet. Ich begrüße Bet Debora und gratuliere den Organisatorinnen dieser Tagung, die das Zentrale am Menschsein und Menschwerden, die erste Quelle des Lebens, der Erziehung, der Gemeinwesen- und Vernunftbildung, der Würde und des Segens aus der jüdischen, aus der weiblichen, aus der menschlichen Perspektive in der Moderne neu und zugleich traditionsbezogen zu Bewußtsein bringt.

(Auszüge aus dem Grußwort zur Eröffnung der Tagung)



Boris Schapiro und Rabbinerin Eveline Goodman-Thau

Dr. Boris Schapiro ist Mitglied des Vorstandes der Jüdischen Gemeinde zu Berlin

Jael Botsch-Fitterling ist Mitglied des Präsidiums der Repräsentantenversammlung der Jüdischen Gemeinde zu Berlin

נשות בית דבורה
הנכן בדרך הטובה
לקדום הגשמת
חזון שיוון זכויות הגבר והאשה
דרך צלחה לטובת בנות עמנו
חזקי ואמצי בת ישראל

Frauen von Bet Debora,
Ihr seid auf dem guten Weg,
die Vision gleicher Rechte und Pflichten
für Mann und Frau
– nicht nur in der säkularen Gesellschaft,
auch im Bereich der Gottesdienste –
wahr werden zu lassen.
Viel Erfolg zum Nutzen der Töchter
unseres Volkes.
Sei stark und mutig Tochter Israel!

Dajenu – Es reicht!

Jael Botsch-Fitterling

Wir Frauen schaffen es, Schritt für Schritt die Rechte der Frauen 3.000 Jahre nach König David den realen Lebensbedingungen anzugleichen, uns dieselben Rechte zu erkämpfen, wenn auch immer wieder Rückschläge zu verzeichnen sind. In den diesjährigen Wahlen zur 21-köpfigen Berliner Repräsentanz [Parlament] der Gemeinde wurden lediglich vier Frauen gewählt. Und wenn auch nur eine im Vorstand und nur eine im Präsidium der Repräsentantenversammlung vertreten ist, trotzdem: die Bedeutung der Frauen nimmt zu und zu und zu. Wen wundert es, daß zuweilen Männer die Bremse anzuziehen versuchen. Mit der Änderung des Lebensraums Familie, weg von der Großfamilie, hin zu Familien in standardisierten Dreizimmer-Wohnungen schwindet synchron der Mythos von der Frau für Heim und Herd. Die Realität fordert die selbstbewußte, emanzipierte Frau heraus, die Verantwortung und Kompetenz in der Ausgestaltung des Lebens in allen Bereichen übernehmen will, übernehmen kann und übernimmt.

Wer Iwrit kennt, weiß, daß die grammatikalisch männlichen Formen weibliche Akteurinnen *einschließen*, bestimmt nicht *ausschließen*. Dajenu!!! – Es reicht, daß Männer die Mizwot [jüdische Gesetze] etc. selbstgefällig interpretieren. Die Zeit ist reif, daß Frauen sich für die eigene Sache engagieren. Wir Frauen wissen auch, was unsere Tora über die Rechte und Pflichten des Menschen ganz allgemein sagt: von Männern zu befolgende Mizwot lassen es nicht zu, aus ihnen automatisch Verbote für Frauen herauszulesen. In diesem Sinne und in der Tradition der Berliner Vorkriegsgemeinde wünsche ich der Tagung viel Kampfesgeist entsprechend dem Vorbild der Rabbinerin Jonas.

(Auszüge aus dem Grußwort zur Eröffnung der Tagung)



Elizabeth Tikvah Sarah Lang leben die jüdischen Familien!

Das Familienleben hat sich verändert und zu einem heterogenen Phänomen gewandelt – aber was ist mit dem jüdischen Familienleben? Es sieht so aus, als gäbe es an der ultra-orthodoxen Front, besonders in der chassidischen Welt, seit den Tagen des Stetl kaum Veränderungen. Was aber ist mit den Juden, der übergroßen Mehrheit, die nicht abseits der Mehrheitsgesellschaften leben? Die Geschichte des ersten Gemeindefest [rituelles Mahl zum Pessachfest] in meiner Synagoge gibt eine lehrreiche Antwort auf diese Frage. Es war eine nette, lebendige Feier, begangen von einer sehr unterschiedlichen Gruppe von Mitgliedern, Freundinnen und Freunden der Gemeinde unterschiedlichen Alters: geborenen Jüdinnen und Juden und zum Judentum Übergetretenen, nichtjüdischen Partnern und Familienmitgliedern, Kernfamilien, erweiterten Familien, Alleinstehenden, Paaren – darunter nicht weniger als eine lesbische Familie und zwei lesbische Paare. Zu dieser Mischung gehört auch eine Gruppe von Stammgästen, die zu den Feiertagen in die Synagoge kommen – einige behinderte Erwachsene mit Lernproblemen, die an dem ehrenamtlichen jüdischen Projekt „Tikva“ teilnehmen, das in dieser Gegend arbeitet. Wie wir in England sagen: „Alle hatten eine gute Zeit“. Aber der Subtext zu diesem glücklichen Treffen ist komplexer. In dieser großen Nacht des Fragens wurde ich mir meiner eigenen Fragen gewahr: Was taten wir hier an dieser ersten Pessachnacht? Warum waren die Anwesenden nicht zu Hause und leiteten ihre eigenen Sedarim?



Warum nahmen sie nicht an einem häuslichen Familienseder bei jemand anders teil? Natürlich mußten die Antworten auf diese Fragen genauso unterschiedlich ausfallen wie die Zusammenkunft selber, und das führte dazu, daß ich weitere Fragen erzwang: Fehlte es einigen an notwendigem Wissen und Selbstvertrauen, um einen eigenen Seder zu organisieren? Hatten andere ganz einfach keine Familie, die sie einladen oder zu der sie gehen könnten? Da ich meine Fragen nicht laut aussprach, konnte ich die möglichen Antworten nur vermuten. Aber eins war klar: Aus vielerlei Gründen hatten sich 70 Menschen – ungefähr 25 Prozent der Gemeinde – dafür entschieden, zur Schul' [Synagoge] zu kommen und hier den Seder gemeinsam zu feiern. Tatsächlich, das zeigte die Liste der Anmeldungen, hätte das Treffen noch größer ausfallen können, doch wir waren nicht in der Lage, mehr als 70 Menschen im Synagogensaal unterzubringen.

Meine Bemerkungen über die Vielfalt bei diesem Treffen sind vielleicht ein wenig irreführend. Obgleich Kinder anwesend waren, gab es nur zehn Jugendliche insgesamt, und wengleich die Altersspanne bis über 80 Jahre reichte, zeigte sich eine deutliche Kluft in den Altersgruppen zwischen zwölf und dreißig-plus. Meine Beobachtungen zur Altersstruktur führten zu einigen weiteren unausgesprochenen Fragen: Feierten die jungen Kernfamilien, die nicht gekommen waren, den Seder zu Hause oder mit anderen Kernfamilien? Waren die jungen Erwachsenen, die beim Gemeindefest fehlten, bei ihren Familien oder feierten sie vielleicht anderswo

Pessach? Als ich jung war, gab es kaum Gemeindefest – und noch seltener einen Gemeindefest am ersten Abend. Was also hat sich in den letzten dreißig oder mehr Jahren geändert?

Lassen Sie mich vom zweiten Pessachabend erzählen, den ich in der zweiten Pessachnacht geleitet habe und den die vor fast dreißig Jahren gegründete jüdische lesbisch-schwule Gruppe in London organisiert hat. Dieser Seder wurde speziell veranstaltet, um einen Raum für jüdische Lesben und Schwule zu schaffen, die oftmals von ihren Familien ausgeschlossen, ignoriert oder marginalisiert werden, um gemeinsam – im Geiste von Pessach – als freie Menschen zu feiern. Aber dieser Seder war mehr als das. Wie ein Sprecher der Gruppe es in einem Artikel im „Jewish Chronicle“ ausdrückte: „Wir betrachten unsere Gruppe als eine Familie... Unser Seder untermauert die Tatsache, daß wir eine alternative Familie sind.“

Innerhalb der letzten dreißig Jahre, seitdem lesbische und schwule Juden begannen, aus den versteckten Winkeln und Ritzen ihrer ansonsten „normalen“ jüdischen Familien herauszukommen, sind die entstehenden Gemeinden jüdischer Lesben und Schwuler alternative Familien geworden, die Liebe, Unterstützung und ein tiefes Gefühl von Verwandtschaft bieten. Der interessanteste Aspekt bei dieser Entwicklung ist, daß der Familiensinn in dem Maße größer wurde, wie die Vielfalt der jüdischen schwul-lesbischen Gemeinde sichtbar geworden ist. Im Gegensatz zu dem, was vermutet werden könnte, war dieser zweite Sederabend eine sehr heterogene Gesellschaft. Jüdinnen und Juden aller und keiner Richtung waren dabei, Frauen und Männer unterschiedlichen Alters, Alleinstehende und Paare – und auch zwei Kinder. Genauso deutlich wie die Kontraste waren die Ähnlichkeiten zwischen den Zusammenkünften am ersten und zweiten Abend: Während einerseits an beiden Sederabenden mehr Erwachsene als Kinder teilnahmen und Jugendliche und junge Erwachsene in den Zwanzigern und Dreißigern fehlten, hatten andererseits bei beiden Sederabenden Individuen sich bewußt dafür entschieden, dabei zu sein, und es gab spürbar das Gefühl von einer vielschichtigen Gruppe, die gemeinsam als Familie feierte.

Individuen treffen bewußt eine Wahl, verschiedene Gruppen feiern gemeinsam als Familie. Ich möchte diese zwei Konzepte, diese zwei Realitäten, in unserem Bewußtsein festhalten, damit wir die Auswirkungen dieser auf den ersten Blick eher unwahrscheinlichen Kombination betrachten können. Das Einhalten von Pessach durch die Generationen hindurch und die Beachtung aller Praktiken, die jüdisches Leben definieren, wurzelt in der Verpflichtung, Gott zu dienen, der unser Volk aus der ägyptischen Sklaverei befreit hat. Das bedeutet natürlich, daß die Verpflichtung, Pessach einzuhalten, in gewisser Weise die Verpflichtung beinhaltet, unsere Existenz als jüdisches Volk zu definieren. Die Tora zitierend, legt die Haggada [Erzählung vom Auszug aus Ägypten] diese Verpflichtung in eindeutiger Weise fest: „Du sollst deinem Kind an diesem Tage erzählen, daß dies um dessen willen geschieht, was der Ewige für mich getan, als er mich aus dem Lande Ägypten herausführte“ (Deut. 6:23). Jedes Elternteil ist verpflichtet, dies seinem Kind zu erzählen – das ist das Modell.

Frauenseder in Berlin



Aber jetzt haben wir ein neues Phänomen: Individuen treffen Entscheidungen, Individuen wählen, gemeinsam mit anderen zu feiern, mit denen sie ein Gefühl von Verwandtschaft verbindet, das nicht auf biologischen Wurzeln beruht.

Und selbstverständlich sind jene, die entscheiden, am Gemeindegottesdienst teilzunehmen, nicht die einzigen, die eine Wahl treffen. Es gibt auch solche, die weiterhin zu Hause feiern oder bei Verwandten oder Freunden. Und es gibt diejenigen, die es vorziehen, nicht zu feiern. Manche der sich Entscheidenden fühlen sich ohne Zweifel noch immer verpflichtet, nichtsdestotrotz treffen sie ihre Wahl. Und es liegt in der Natur des Wählens, daß eine Entscheidung nicht für alle Zeiten gilt. Es ist ein dynamischer Prozeß. Wir können uns – was die Teilnahme an einem Seder angeht – verschieden entscheiden. Und das gleiche gilt für die biologischen Verbindungen, die wir schaffen und brechen, für die alternativen Familien, denen wir uns anschließen und die wir verlassen. Trotz einer feststehenden Tradition, die von den frühen Rabbinern vor fast 2.000 Jahren kodifiziert worden ist, liegt mit der Familie – *ledor vador*, von Generation zu Generation – die Fortsetzung jüdischen Lebens in den Händen wählender Individuen.

Rabbinerin Elizabeth Tikvah Sarah arbeitet als Dozentin am Leo Baeck College, wo sie das rabbinische In-Service Training Team leitet, sowie als Rabbinerin an der Brighton and Hove Progressive Synagoge. Zahlreiche Veröffentlichungen.

Das aber bedeutet nicht, daß die jüdischen Gemeindestrukturen überflüssig sind. Aufgrund meiner Erfahrungen ist mir bewußt, daß der Gemeindegottesdienst nicht nur eine Metapher für das heutige jüdische Leben ist und ein Schauplatz, auf dem die Veränderungen der jüdischen Familienmuster für alle sichtbar dargestellt werden. Er veranschaulicht auch dramatisch, wie sich die Gemeinden selber in Reaktion auf die Veränderungen innerhalb der jüdischen Familien wandeln. Weil das Heim für eine wachsende Zahl von Jüdinnen und Juden nicht mehr Fundament jüdischen Lebens ist, weil die biologische Familie für viele nicht mehr der Ort starker jüdischer Bezüge ist, wenden sich Individuen, Paare und Familien Gemeinden, Gemeinschaften und Chawurot [Freundeskreise] zu, um diese nährenden und verbindenden Funktionen zu füllen. Und so werden Synagogen, deren Aktivitäten sich traditionell auf „Gebet“, „Lernen“ und „Zusammenkünfte“ beziehen, jetzt herausgefordert, neue Rollen als erweiterte Familien und jüdische Heime für ihre Mitglieder, Freundinnen und Freunde zu entwickeln.

Elizabeth Tikvah Sarah

Das bedeutet, daß die Forderungen an die Gemeinden nach Familie und Heim weitreichender sind als ein jährlicher Gemeindegottesdienst. Eines der besten Beispiele aus meiner Erfahrung ist die Entwicklung von Erew [Abend]-Schabbat-Gottesdiensten und gemeinsamen Mahlzeiten, die nicht nur in der Synagoge, sondern auch in den Wohnungen von Mitgliedern stattfinden. Ich weiß von einer wöchentlichen Zusammenkunft innerhalb meiner Gemeinde, die Alleinstehende und Paare, die älter als sechzig Jahre sind, umfaßt. Jede Woche findet sie in einer anderen Wohnung statt, und jede Person, die teilnimmt, bringt etwas zu essen mit. Nicht nur, daß sie das Erew-Schabbat-Essen miteinander teilen, sie unterstützen sich gegenseitig. Oder, wie jemand zu mir sagte: „Wir sind füreinander da, wir sind wie eine Familie – so, wie eine Familie sein sollte.“

Natürlich sind es nicht nur Gemeinschaften, Gemeinden und Chawurot, die damit beginnen, neue Formen der jüdischen Familie und des jüdischen Heims zu entwickeln. Sogar eine eher weniger verwurzelt erscheinende Struktur wie die von Bet Debora schafft einen Zusammenhang, in dem neue Bindungen, neue Beziehungen zwischen den unterschiedlichen Individuen mit verschiedenen Vergangenheiten und persönlichen Umständen geschmiedet werden. Weil die Wirklichkeit jüdischen Familienlebens heute bedeutet, daß jenseits der Reparatur gebrochener Familien Jüdinnen und Juden in vielfältigen Familienformen leben und schaffen.

Wie meine Bemerkungen deutlich machen, haben die vielen, vielen Familientypen – biologische, nichtbiologische – und eine Mischung aus beiden – wie auch ein Phänomen wie Bet Debora – wesentliche Merkmale gemein: Jede Familie – unabhängig von ihrem Profil – geht Beziehungen miteinander ein. Jede bildet einen Ort für geteilte Sorge, für gegenseitige Unterstützung und für Zugehörigkeit, jede einzelne bringt jüdisches Leben hervor. Die jüdische Familie ist nicht verschwunden. Sie hat sich zu zahllosen Formen gewandelt. Einzig für immer verloren gegangen ist – das hoffe ich – der Mythos, daß die Familie, jüdisch oder auch nicht, ein monolithischer Block sei. So können wir meiner Meinung nach mit Zuversicht sagen: Die jüdische Familie ist tot. Lang leben die jüdischen Familien!

Übrig Sein – Leben „danach“ Wiederaufbau jüdischen Lebens in Europa

Eine Podiumsdiskussion, moderiert und ediert von Sandra Lustig



Podiumsteilnehmerinnen v.l.n.r.: Wanya Kruyer, Andrea Pető, Sandra Lustig, Lynn Feinberg, Jael Geis

Lynn Feinberg

Als am 9. April 1940 der Krieg begann, gab es in Norwegen etwa 1.800 Juden. Etwa 760 Juden wurden nach Auschwitz deportiert. Die Mehrheit des Rests floh nach Schweden. Von den 760 kehrten nur 25 zurück. Einer von ihnen war mein Vater. Das jüdische Leben nach dem Krieg – ich wurde 1955 geboren – bestand darin, das wiederherzustellen, was zuvor bestanden hatte, das Leben wieder in Gang zu bringen. Doch es war wie eine Hülle, für mich gab es darin keine innere Spiritualität. Judentum wurde mir nur in traditioneller Weise vermittelt. Ich denke, daß dies bei vielen Nachkriegsjuden in Europa ähnlich war. Die Gemeinde in Oslo nennt sich orthodox. Ich würde aber sagen, daß über 90 Prozent der Mitglieder liberal sind. Die meisten Juden fahren am Schabbat mit dem Auto zur Schul' [Synagoge], nur wenige leben koscher. Viele der neuen Gemeindeglieder sind konvertiert. Heute gibt es ungefähr 950 Juden in Oslo, rund 250 oder sogar weniger in Trondheim. In Trondheim ist es sehr schwer, einen Minjan [Gebetsgruppe von zehn Männern] zu bilden, so daß aus dieser Not heraus neuerdings Frauen mitgezählt werden. (Lachen). Aber in Oslo haben wir noch immer die Frauengalerie, auf der ich während des Gottesdienstes sitze. Ich bin der Synagoge über viele Jahre fern geblieben und suchte mein spirituelles Zuhause anderswo. Aber irgendwie habe ich darauf bestanden, eine Brücke zwischen Judentum und spirituellem Leben zu finden. Durch die Astrologie kam ich zur Kabbala. Ich erkannte, daß die Kabbala einige meiner Fragen beantwortete und zu anderen Fragen, etwa der inhärenten Dichotomie des Geschlechterverhältnisses, anregte. Die Kabbala führte mich tiefer ins Judentum hinein. Dies kulminierte schließlich in der Idee, Rosch-Chodesch-Gruppen [Frauentreffen zum Neumond] als Foren zu entwickeln, in denen das Judentum miteinander geteilt und erforscht werden kann, sowohl aus einer Frauen-, als auch aus einer mehr spirituellen Perspektive. Der Auslöser für meine jüdische Suche war aber auch, daß ich mich als alleinerzie-

Podiumsteilnehmerinnen

Lynn Feinberg lebt in Oslo und hat wesentlich bei der Gründung von zwei Rosch-Chodesch-Gruppen mitgewirkt. Kürzlich schloß sie ihr Studium der Religionsgeschichte ab.

Dr. Jael Geis promovierte in Geschichte. Ihr Dissertationsthema: „Übrig sein – Leben „danach“. Juden deutscher Herkunft in der britischen und amerikanischen Besatzungszone in Deutschland zwischen 1945–1949“ hatte zu dieser Podiumsdiskussion angeregt. Sie lebt in Berlin und war von Anfang an aktives Mitglied der „Jüdischen Gruppe“.

Wanya Kruyer, Soziologin und Historikerin, arbeitet als Journalistin in Amsterdam. Sie ist Mitbegründerin der progressiven egalitären Gemeinde „Beit ha'Chidush“.

Dr. Eleonore Lappin hat in vergleichender Literatur- und jüdischer Geistesgeschichte promoviert. Sie arbeitet im Institut für Geschichte der Juden in Österreich. Sie ist in Wien in der Liberalen Gemeinde „Or Chadash“ aktiv.

Dr. Andrea Pető studierte Geschichte und Soziologie. Sie war Professorin an der Zentralen Europäischen Universität Budapest und lehrte auch an anderen Universitäten. Derzeit ist sie Präsidentin der feministischen Sektion der Soziologischen Vereinigung Ungarns.

Sandra Lustig wurde in Washington, DC/USA als Tochter deutsch-jüdischer Eltern geboren und lebt seit langem in Deutschland. Sie war maßgeblich an der Organisation der Tagung „Galut 2000 – Aufbruch zu einer europäisch-jüdischen Identität“ im Dezember 1998 in Berlin beteiligt.